

Schlussveranstaltung zur Fotoausstellung: Jüdischer Alltag in Deutschland

Mehr als die Hälfte der Israelis sehen sich säkular als religiös

Zehn Fotos hatte eine unabhängige Jury beim bundesweiten Fotowettbewerb „Jüdischer Alltag in Deutschland“ aus 654 eingereichten Bildern ausgewählt, die schließlich zwei Wochen lang im Wieslocher Kulturhaus ausgestellt waren. Die Ausstellung wurde begleitet von Vorträgen über die Stellung der Frau im Judentum und das Jüdische Leben im Kraichgau und in Wiesloch.

Zum Abschluss hatte das Kulturforum Südliche Bergstraße, das zusammen mit der Stadtverwaltung die Ausstellung organisierte, Schülerinnen und Schüler des Ottheinrich-Gymnasium eingeladen, um mit einer in Mannheim wohnenden Preisträgerin und deren Sohn über das Thema zu diskutieren. Alisa Marhöfer hatte den 13-jährigen Leon, mit der Torarolle im Arm und dem Toramantel seiner Familie um die Schulter, fotografiert. Das Bild zeigte ihn am Tag seiner Bar-Mizwa, der Feier, mit der er im Oktober 2020 als vollwertiges Mitglied in seine jüdische Gemeinde aufgenommen worden war.

Eigene Erfahrungen

Er erzählte den Gymnasiasten, dass er vor der versammelten Gemeinde aus der Tora, einer Rolle aus Pergament mit dem hebräischen Text der fünf Bücher Mose, vorlesen musste, was für ihn sehr nervenaufreibend gewesen sei. Abgesehen davon, dass er die Sprache gar nicht beherrsche, sei das Schwierige daran, dass die Schrift keine Vokale kenne und die gleichen Zeichenfolgen völlig verschiedene Bedeutungen haben können. Deshalb müsse man den Kontext verstehen. Er gab an, dass er alles sehr gut auswendig gelernt habe, einschließlich der Übersetzung und der Betonung. Seine Mutter bestätigte, dass es ihm auch bewundernswert gut gelungen sei, genauso wie die freie Rede, die er zuhause vorbereitet hatte. Leon und seine Mutter erzählten auch, dass das Ereignis normalerweise mit mehreren hundert Menschen gefeiert werde; seine Feier aber wegen Corona auf die engsten Familienmitglieder beschränkt wurde.



Leon trägt die Tora-Rolle beim großen Fest Bar-Mizwa.

Foto: Alisa Marhöfer

Unterricht bei einem Rabbiner

Die deutschen Jugendlichen, geprägt durch die Vorstellung, dass Volks- und Religionszugehörigkeit nichts miteinander zu tun haben, wollten wissen, wie

das im Judentum sei. Es gäbe doch ein ethnisches und ein religiöses Judentum, wie eine Schülerin meinte. Sie erfuhren, dass das Judentum alleine über die Mutter weitergegeben werde, unabhängig davon, ob jemand religiös sei oder nicht. Der Sohn eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter sei deshalb kein Jude. Er könne aber konvertieren, was nicht einfach sei. Dazu müsse man Unterricht bei einem Rabbiner nehmen und sich einer Prüfung unterziehen, in der er es um das Wissen über die biblischen Texte und um die 617 existierenden Gebote und Verbote gehe.



Die anwesenden SchülerInnen stellten viele Fragen an den 13-jährigen Leon.

Foto: aot

Erklärung des Kulturforums Südliche Bergstraße zur „Kultur der Vielfalt“

„Unsere Stadt wird geprägt von Menschen, die ihre kulturellen Erfahrungen aus vielen Ländern und Regionen mitbringen. Mit ihnen zusammen arbeiten wir an einer gemeinsamen Zukunft. Die Qualität unseres städtischen Lebens liegt in unseren Fähigkeiten, aufeinander zu hören, miteinander zu reden und in unserer Bereitschaft, einander als freie Gleiche anzuerkennen. Deshalb sind für uns die Wer-

te des Grundgesetzes unveräußerlich. Viele Menschen in unserer Stadt fördern aktiv das interkulturelle Zusammenleben. Dieses Engagement ist für den Bestand und die Entwicklung der Demokratie unverzichtbar. Das offene Begegnen öffnet die Tür für wechselseitigen Respekt. Dafür sind wir dankbar. Darum erwarten wir von den städtischen Institutionen, stetig und stärker auch finanzielle Mittel einzusetzen, damit die Teilhabe und Teilnahme an öffentlichen Gütern für alle gesichert wird. Im

Widerstand gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Diskriminierung werden wir nicht nachlassen. Wir erkennen das Recht auf den selbstbestimmten Lebensentwurf uneingeschränkt an, ungeachtet der sozialen oder ethnischen Herkunft, der Religion, der Weltanschauung, der Hautfarbe oder des Geschlechts. Wiesloch soll zu einem Modell einer Stadtgesellschaft werden, das durch wechselseitiges Verstehen getragen wird – für eine Kultur des Streits, die dem Frieden verpflichtet ist.“

Selbstbewusstsein hilft

Selbstbewusst meinte Leon: „Ich bin der einzige Jude in der Klasse, was nicht schlimm ist, dann kann ich den anderen erklären, was Judentum ist.“ Und doch musste er zugeben, dass er es nicht wage, sich in der Öffentlichkeit mit Kippa zu zeigen, da er Angst vor Pöbeleien habe. Einmal sei er deshalb von zwei Jungen verschlagen worden. Dies rief Entsetzen bei den Zuhörern hervor: „Es sollte selbstverständlich sein, dass jeder seine Religion leben kann, wie er es will.“ „Traurig, wenn man seine Religion verstecken muss.“ „Blaue Haare sind normal, aber nicht die Kippa.“ Die Begegnung und der Austausch, die die Gymnasiasten einige Tage zuvor mit einem freundlichen und humorvollen Rabbiner erlebt hatten, mussten dazu beitragen, Vorurteile zu vermeiden, so das von Moderator Gert Weisskirchen am Ende der Veranstaltung gezogene Fazit, ganz im Sinne der „Wieslocher Erklärung: bunt, vielfältig, offen“, die der Vorstand des Kulturforums Südliche Bergstraße formuliert hatte. (aot)